

## **Kein Überblick mehr – eine Chance für die Kunst**

**von Barbara Basting**

Im Sommer 1993 war ich Redakteurin der Kulturzeitschrift „du“ und recherchierte während zwei Wochen in New York für ein Themenheft über die aktuelle New Yorker Literaturszene. Ich hatte nur wenige Adressen, der Rest kam per „Schneeballeffekt“ hinzu. So fuhr ich kreuz und quer durch die Stadt, traf ältere und jüngere, aufstrebende, bekannte und vergessene, schwarze und weisse Literatinnen und Literaten, solche in Nobelvierteln ebenso wie in wenig privilegiertem Umfeld, Kolleginnen und Kollegen in Verlagen und Redaktionen.

Natürlich war das Projekt völlig unmöglich, ja grob fahrlässig: Die New Yorker Literaturszene in 14 Tagen sondieren! Doch ein Schlüsselerlebnis von damals kommt mir in den Sinn, wenn ich heute einen Überblick über die Schweizer oder Zürcher Kunstszene geben soll. In New York kamen „Poetry Slams“ in Mode; ich wurde auf das „Nuyorican Café“ in der Lower East Side aufmerksam gemacht, ein bevorzugter Ort der Szene. Als ich Alice, damals die Lyrikredakteurin des „New Yorker“, in ihrem von Poststapeln und Büchern zugewachsenen Büro traf und sie nach ihrer Einschätzung zur Slam Poetry fragte – diese wurde immerhin schon von kleinen deutschen Verlagen registriert -, hatte sie davon noch nie gehört. In meinem Bericht notierte ich damals: „Plötzlich wird klar, dass die chaotische Unübersichtlichkeit dieser Stadt gerade den Spezialisten mit ihren Filtermanövern keine Chance lässt. Gleich Eilanden existieren die unterschiedlichsten Szenen nebeneinander her, und zwischen ihnen bilden unterschiedliche Kultur- und Ästhetikbegriffe schier unüberwindliche Gräben.“

Man kann also – wie Alice in ihrem Lyrik-Wunderland – an einem von aussen gesehen privilegierten Ort sitzen, wo man tagtäglich eingedeckt wird mit Informationen, und trotzdem Dinge nicht mitbekommen, die unmittelbar vor der Haustüre passieren. Oder sogar: gerade deswegen, gerade weil man sich täglich das Feld freikämpfen muss.

Seit einigen Jahren sitze ich selber in so einem Alice-Büro in der Kulturredaktion des Tages-Anzeigers, das man am besten mit einer Art grosser Post-, Mail- und Bücherkläranlage vergleicht. Hier wird der tägliche Sisyphos-Kampf des Kulturredakteurs gegen die von einer heisslaufenden PR-Maschinerie flankierte Kulturindustrie und Kreativwirtschaft im Produktionsrausch geführt; hier verbringt man bald mehr Zeit mit dem Abwehren von Anfragen als damit, ihnen nachzugehen.

Und während ich mich vor einigen Jahren noch dazu in der Lage sah, einen Überblicksartikel über die Schweizer Kunstszene und ihre Funktionsmechanismen zu verfassen, bei dem ich meinte, die Lage von einem Hochsitzlein aus einigermaßen überblicken zu können, beschleicht mich seit geraumer Zeit ein immer heftiger nagendes Gefühl der völligen Aussichtslosigkeit. „Gib’s auf“, Kafkas Parabel sollte einen Ehrenplatz in meinen von Kunstkatalogen debütierender, reüssierender oder auch wieder ausgegrabener Künstler überquellenden Bücherregalen bekommen. Die Beobachtungen von damals – dass die hiesige Kunstszene gerade aufgrund ihrer relativen Kleinheit ein kompliziertes Geflecht von recht direkten Abhängigkeiten und „Fressketten“ ist -, sind übrigens nicht überholt<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> Barbara Basting, „Der Filz saugt alles auf – Über das Kunstnetzwerk Schweiz“, „du“, Heft 747, Juni 2004. S. 56-58.

Nun will es der Zufall – jener relative Zufall, der im heutigen Kunstbetrieb seine ganz besondere Rolle spielt -, dass ich Rob Hamelinck, dem (Mit-) Herausgeber von Fucking Good Art, jüngst in der Binz 39 begegnet bin. Womit auch gleich das Relative an dem Zufall bezeichnet ist: Die Binz 39 gehört, so bescheiden sie sich gibt, nach wie vor zu den wichtigsten Talentbörsen der aufstrebenden CH-Kunstszene – wobei der Austausch mit ausländischen Gästen zum Programm gehört, sonst wäre Rob ja nicht dort gewesen. Rob Hamelinck wiederum wurde auf meinen damaligen Überblicksartikel aufmerksam gemacht und hatte die Idee, mich um eine Art Wiederholungstat zu bitten.

Nach einigen Tagen Bedenkzeit sagte ich Rob: Ich kann heute einen solchen Überblick nicht mehr guten Gewissens schreiben. Zu lange schon – und immer intensiver – nehme ich wahr, dass ich viele Institutionen und Ausstellungsorte aus reiner Zeitnot (die den rasant zunehmenden Produktionsdruck in der strukturell bedrängten Tagespresse spiegelt) nicht mehr regelmässig besuchen kann. Das gilt für die Schweiz, aber sogar für Zürich mit seiner inzwischen reichen Szene an alternativen Orten, kleinen Szenegalerien und da und dort auch unvermittelt aufblitzenden Aktionen.

Natürlich könnte ich schnell ein paar „Players“ aufzählen, in Zürich etwa den Kunstraum Walcheturm, das Cabaret Voltaire, das Perla Modes, die Binz 39, die in diesem Kontext schon fast altertümliche Shedhalle, wo neue Ideen ihre Plattform finden; sicher nehme ich den kulturpolitisch engagierten „kulturblog“ oder das eigenwillige „Journal für Kunst, Sex und Mathematik“ wahr, weiss von listigen Videoclip-Unternehmungen wie „www.agent-provocateur“. International operierenden Kunstverlagen wie JRP-Ringier mit viel Geld im Hintergrund und seinem so ehrgeizigen wie engagierten Leiter Lionel Bovier kann man beim Wachsen zuschauen, andere wie die Edition Fink, Scheidegger & Spiess oder Kontrast sind ebenfalls beachtenswerte Adressen. Hab ich jemanden vergessen?

Klar, denn ich weiss nur schon aufgrund der Post, die mich erreicht, aber auch aus sonstigen Quellen, dass es diverse Szenen, Ad-hoc-Initiativen, und Treffpunkte gibt, die oft flüchtig sind, etwa in besetzten Häusern. Unmöglich, dies alles auch nur einigermaßen zu „scannen“, wie der heute beliebte, aber verräterische, an die Vollständigkeit von Überwachungstechniken erinnernde Ausdruck lautet. Zumal manche Aktivitäten vermutlich sogar, um im Bild zu bleiben, unterhalb des Radars einer Redaktion fliegen. Die Medien werden längst nicht zu allem eingeladen – und die Zeit, selber zu recherchieren, fehlt.

Müsste mein Chef mich also feuern? Kaum, denn erstens geht es heute in den Redaktionen allen gleich, und zweitens interessiert die Chefs einer grossen Tageszeitung das Pseudo-Ideal der Vollständigkeit am allerwenigsten. Radikale Auswahl heisst heute die Devise.

Damit wird ein Paradigmenwechsel sichtbar, der in den letzten Jahren begonnen hat. In den 90er Jahren und bis in die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts hinein begleiteten die Redaktionen die rasante Vergrösserung der Kultur- und Kunstszene neugierig und enthusiastisch. Hatte sich nicht endlich durchgesetzt, was man seit den 60er Jahren forderte, die Erweiterung des Kultur- und Kunstbegriffs, die Popularisierung der Kultur, die Aufhebung der Grenzen zwischen High und Low? Also versuchte man ein möglichst breites Spektrum an Sparten und Veranstaltungen einzubeziehen. Besondere Aufmerksamkeit galt und gilt dabei der „Popkultur“. Dass diese einst zwar subversiv gedacht, inzwischen längst in Mainstream, Kommerz, Freizeitkultur angekommen ist, bereitet höchstens den Kulturredakteuren, die noch der Avantgardelogik anhängen, wonach das Gute (fast) immer im Untergrund beginnt und wie ein Pflänzchen sorgsam gehegt werden muss, einiges Unbehagen.

Damit nicht genug: Angesichts der kulturellen Vielfalt und gleichzeitig schwindenden redaktionellen Raums setzt sich heute mehr und mehr die mediale Logik der

Aufmerksamkeits-Clusters durch. Das heisst, die Notwendigkeit zur Schwerpunkt-Setzung und Konzentration, tendenziell sogar auf Veranstaltungen, die man selber mitorganisiert oder für die man als Medienpartner auftritt, geht auf Kosten der repräsentativen Breite der Berichterstattung. Da grosse Publikumszeitungen nicht in erster Linie „Special-interest“ bedienen, hat es der Mainstream leichter, ins Blatt zu kommen – jener Mainstream, den eine kritische Kulturelite einst verachtete und gegen den sie die vielen kleinen Nischen stark zu machen versuchte. Ihre Förderung hat zu einer Überforderung des Publikums geführt. Daher nun die Reaktion, die sich zugleich gegen alles wendet, was im Verdacht des Elitären, allenfalls Anstrengenden steht. Sehr nachvollziehbar – denn sind wir nicht alle überfordert, übersättigt, übermüdet?

Das heisst nicht, dass die „Nischenproduktionen“ – als wenn die plurale Gesellschaft nicht längst fast nur noch aus Nischen bestünde - in den Medien keine Aufmerksamkeit mehr bekämen. Der Preis dafür ist aber, dass sie entsprechend „gehypt“ werden müssen. Das heisst: Ein Bericht über eine kleine Ausstellung in einer kleineren Kunsthalle ist zwar nach wie vor möglich, aber sie muss mindestens als etwas „Exemplarisches“, als „Geheimtip“, wenn nicht gar als Sensation vorgestellt werden.

Auf diese Weise entstehen allmählich neue Kriterien der Selektion, die stärker als zuvor mit den vermeintlichen Zielgruppen des jeweiligen Mediums zu tun haben. Andererseits werden aber auch die subjektiven Setzungen der Redaktionsmitglieder wichtiger: Angesichts der Fülle an Ereignissen sehe ich mich stärker als zuvor gezwungen, neben dem Pflichtprogramm – hauptsächlich Grossanlässen in räumlicher Nähe - nur noch dem Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen, was mir aus ästhetischer und gesellschaftlicher Sicht – die für mich beide aneinander gekoppelt sind - bedeutsam erscheint. Kompromisse sind out. Natürlich übersehe und übergehe ich dadurch vieles; wie Alice in New York, die auch gewisse Vorstellungen davon hatte, was Lyrik sei.

Aus der Perspektive der aktuellen Kulturproduktion ist diese Dynamik bemerkenswert: Zunächst ist sie schmerzlich, denn vieles findet keine Beachtung mehr, manches zu Recht – und sicher vieles zu Unrecht, gar aus mangelnder Kenntnis, aus dem notwendig beschränkten Horizont der Redakteure heraus. Es entsteht, wegen der Reduktion, aber auch der extremen Parzellierung und Partikularisierung der Medien, wieder eine Zone der kulturellen Produktion, die nicht sofort auf breitere Wahrnehmung stösst, die zunächst eine kleine „Gemeinde“, eine „community“ interessiert und beschäftigt, mit ihren je spezifischen Kommunikationskanälen.

Damit entstehen aber auch Chancen, dass im Windschatten der schnell verheizten Trends und Hypes Dinge in Ruhe wachsen können, die vielleicht eine andere Tiefenschärfe haben, die sich auch den Qualitätsstandards eines massenmedialen Zugriffs entziehen und so mit der Zeit neue, unabhängige Standards entwickeln können. Sowie Strategien, um diese zu kommunizieren und durchzusetzen.

Gleichzeitig ändern sich die Parameter der Orientierung: Weil die Welt in allen Bereichen, nicht nur in dem der Kunst, unübersichtlicher geworden ist, spielen paradoxerweise persönliche Netzwerke, Referenzen und Kontakte eine wachsende Rolle. Und – hier sind wir wieder am Anfang der Geschichte – bei den Schneeballeffekten und den Zufällen, die im gegenwärtigen Zustand der kulturellen Entropie wichtiger werden.

Angesichts der Fülle möglicher Optionen sind Empfehlungen von Personen, denen man vertraut, „Communities“, die ähnliche Interessen und damit auch eine vergleichbare ideologische Ausrichtung miteinander verbinden, wichtige Orientierungsmaßstäbe; ich bilde da keine Ausnahme. Ein schlechtes Gewissen zu haben, weil man damit vieles ausschliesst, lohnt sich kaum: Andere bevorzugen anderes, und am Schluss gibt es genügend Schnittmengen aus den verschiedenen Filterungsmanövern.

Die Vernetzung geht heute weit über lokale oder regionale Kontexte hinaus. Entsprechen weniger geschlossen und schwerer greifbar sind viele Szenen. Vordergründig sind sie zwar oft fast penetrant gut sichtbar; denn es gehört heute zu den Spielregeln oder Codes des Systems, dass Kuratoren, Institutionen, Galerien, Künstler etwa auf ihren Homepages mit Hilfe von Links, aber auch in Bibliografien, ja sogar in der Auswahl der Verlage für Ausstellungskataloge Hinweise zu verwandten und „befreundeten“ Kreisen schmücken. Hier werden Duftmarken gesetzt, hier wird eine Art informelles Corporate Design – oder wie in der Popkultur - ein Style gepflegt und kommuniziert. Es lässt Rückschlüsse auf die jeweiligen „communities“ zu, mit denen man hier zu tun hat; diese wiederum sind typisch für die Ersatz-Familienbildung, wie sie der Kunstbetrieb liebt. Von aussen sind solche Codes manchmal schwer zu durchschauen. Das ist Teil des Systems, ja sogar ein Selektionskriterium: Wer mit diesen Codes und den ihnen zugrundeliegenden Strukturen nicht umgehen kann, bleibt aussen vor. Das ist auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen so, spielt aber in der Kunst eine besonders wichtige Rolle, weil es hier kaum allgemeingültige, objektive Wertkriterien gibt.

Barbara Basting, Zürich, April 2008